

FRANCISCO HAGHENBECK

Das geheime
Buch der
Frida
Kahlo

ROMAN

Insel



FRANCISCO HAGHENBECK

Das geheime
Buch der
**Frida
Kahlo**

ROMAN
Insel



Francisco Haghenbeck

Das geheime Buch der Frida Kahlo

Roman

Aus dem Spanischen von Maria Hoffmann-Dartevelle

Insel Verlag

*In Zuneigung für Luis und Susy,
denen es gelungen ist, dem Leben
Leidenschaft zu entlocken*

Fridas verschollenes Buch

Zu Frida Kahlos persönlichen Gegenständen gehörte auch ein kleines, schwarzes Buch, das sie »Das Wunderkrautbuch« nannte. Es enthielt eine Sammlung von Kochrezepten zur Zubereitung der Opferspeisen für den Totenaltar, welchen sie jedes Jahr am Totentag, dem »Día de los Muertos«, errichtete. Denn gemäß der mexikanischen Tradition erhalten die Toten am 2. November die göttliche Erlaubnis, die Erde zu besuchen. Dort sollen sie mit einem Altar empfangen werden, auf dem sich allerlei Gaben und schmückende Dinge befinden: Cempasúchil-Blumen, süße Brote, Fotografien voller wehmütiger Erinnerungen, Heiligenbildchen, mystischen Duft verströmende Räucherstäbchen, originell verzierte Totenköpfe aus Zuckerguss, Kerzen, die den Weg zurück ins Jenseits leuchten, und die Leibspeisen des Verstorbenen. Als das Büchlein zwischen den Gegenständen auftauchte, die das Museum in der Calle de Londres im schönen Viertel Coyoacán beherbergt, erkannte man seinen besonderen Wert und beschloss, es aus Anlass von Fridas Geburtstag im Rahmen der großen, ihr zu Ehren im Palacio de Bellas Artes veranstalteten Ausstellung erstmals zu präsentieren. Seine Existenz bestätigte, mit wie viel Leidenschaft und Hingabe sie ihre berühmten Totenaltäre errichtet hat.

Am Tag der Ausstellungseröffnung verschwand das Buch.

Kapitel I



Diese Julinacht war nicht wie so viele andere. Der Regen hatte sich in einer Ecke zusammengekauert und dem schwarzen Schleier eines ungetrübten Sternenhimmels ohne schmutzige Wolken, die sich tränenreich über den Einwohnern der Stadt entladen hätten, den Vortritt gelassen. Nur ein leiser Wind pfiff wie ein spielendes Kind zwischen den Bäumen im Garten eines prächtigen blauen Hauses, das in der warmen Sommernacht schlummerte.

In ebendieser ruhigen Nacht hallte in allen Winkeln des Dorfes Coyoacán ein gleichmäßiges Klopfen wider. Es kam von den klappernden Hufen eines Pferdes, das über das Pflaster trabte. An jeder Straßenecke warfen die Häuser mit ihren hohen Ziegeldächern das Echo seiner Hufschläge zurück, um den Bewohnern die Ankunft eines merkwürdigen Besuchers anzukündigen.

Von Neugier erfasst, denn Mexiko war mittlerweile eine moderne Stadt, die archaische Fabeln und Dorfllegenden weit hinter sich gelassen hatte, unterbrachen die Einwohner von Coyoacán ihr Abendessen, um durch einen Torspalt zu blinzeln. Draußen entdeckten sie den rätselhaften Reitersmann, dem ein Luftzug »wie von Geistern und Toten« folgte. Ein Hund warf sich dem geheimnisvollen Reiter mit wütendem Gebell entgegen, das schöne weiße Ross aber ließ sich nicht aus der Ruhe bringen, und schon gar nicht der Mann, der auf ihm saß: ein finsterer Geselle, über dessen braunem Rock sich zwei prall gefüllte Patronengurte kreuzten. Ein Sombrero, so groß wie eine Kirchenkuppel, saß ihm tief in der Stirn und verdunkelte sein Gesicht. Nur zwei glänzende,

durchdringende Augen ließen sich zwischen den Schatten seiner Züge erahnen und ein voller Schnurrbart, der ihm zu beiden Seiten über die Wangen hinausragte. Als er vorbeigeritten kam, verschlossen die Alten ihre Türen doppelt, schoben Riegel und hängten Ketten davor, so tief saß ihre Furcht in Erinnerung an die Revolution, als Besucher wie dieser Verwüstung und Zerstörung ins Dorf getragen hatten.

An der Ecke der Calle Londres, vor einem Haus, dessen indigoblaue Fassade von seiner Besonderheit kündete, brachte der Reiter sein Pferd zum Stehen. Die großen Fenster neben der Tür sahen aus wie riesige Augenlider. Das Pferd wurde nervös, beruhigte sich aber, als der Reiter absaß und ihm liebevoll den Hals tätschelte. Nachdem er Hut und Patronengurte zurechtgerückt hatte, ging er entschlossenen Schrittes zum Tor und zog an der Glockenschnur. Augenblicklich erhellte ein elektrisches Licht den Eingang des großen Hauses und scheuchte einen Schwarm Insekten auf, die rings um die Lichtquelle ihr Ungestüm in die Nacht summten. Als Chucho, der unentbehrliche Dienstbote eines jeden ehrwürdigen Hauses, seinen Kopf zum Tor herausstreckte, blickte der Besucher ihm fest in die Augen und trat einen Schritt vor. Zitternd und nicht ohne sich mehrmals zu bekreuzigen, bat der Wächter ihn herein und betete hastig einige Ave-Marias. Wortlos und mit großen Schritten durchmaß der Besucher die Diele und gelangte in einen wunderschönen, mit kunstvoll gezimmerten Holzmöbeln, exotischen Pflanzen und Skulpturen prähispanischer Gottheiten ausgestatteten Raum. Das Haus war voller Kontraste. Erinnerungen an Schmerz und Freude, vergangene Träume und gegenwärtige Triumphe lebten hier beisammen. Jedes Ding erzählte von der Privatwelt seiner Besitzerin, die ihren Besucher in ihrem Zimmer erwartete.

Zwanglos wie jemand, der sich auskennt, lief der Ankömmling durch alle Räume. Auf seinem Weg begegnete er einer riesigen Judaspuppe mit Bäckerschnauzbart, die, statt ihrer Verbrennung am baldigen Auferstehungssonntag entgegenzusehen, seiner Besitzerin für irgendein Gemälde Modell stehen musste. Er kam vorbei an Totenköpfen aus Zuckerguss, die ihm mit ewig glücksversüßter Miene zulächelten, ließ die

aztekischen Grabfiguren hinter sich sowie die Büchersammlung mit Werken von revolutionärem Gedankengut. Er durchquerte das Wohnzimmer, das Künstler beherbergt hatte, die ein Land, und politische Führer, die die Welt verändert hatten, hielt nirgends inne, weder um sich die Familienfotos der früheren Hausbewohner anzuschauen noch die farbenfrohen Gemälde, die ihm entgegensprangen wie ein von einem dunstigen Mezcal berauschter Regenbogen, bis er das holzvertäfelte Esszimmer erreichte, das sich zurücksehnte nach unbeschwertem Gelächter und lärmenden Freundesrunden.

Das Blaue Haus war ein Ort, an dem Freunde und Bekannte gern empfangen wurden, und der Reiter ein alter Bekannter der Hausherrin, weshalb die Köchin Eulalia bei seinem Anblick in die prachtvoll geflieste Küche eilte, um eine Kleinigkeit zu essen und Getränke vorzubereiten. Von all den Räumen des Hauses war die Küche das pulsierende Herz, das ein lebloses Gebäude in ein lebendiges Wesen verwandelte. Mehr als nur Wohnstatt bedeutete das Blaue Haus seiner Herrin Heiligtum, Zuflucht und Altar. Das Blaue Haus war Frida. Dort bewahrte sie die Erinnerungen an ihr Leben auf. Es war ein Ort, an dem Porträts von Lenin, Stalin und Mao Tse Tung selbstverständlich neben ländlichen Altarbildern der Jungfrau von Guadalupe hingen. Fridas gusseisernes Bett flankierten eine riesige Sammlung Porzellanpuppen, die mehrere Kriege überlebt hatten, unschuldige karmesinrote Holzautos, kubistische Ohrringe mit handförmigem Gehänge und silberne Votivgaben zur Preisung der Gunst eines Heiligen. Alles sprach von den vergessenen Wünschen jener Frau, die zu einem Leben im Bett verdammt war: Frida, die heilige Schutzpatronin der Melancholie, die Frau der Leidenschaft, die Malerin der Agonie, die ans Bett gefesselt blieb, den Blick auf ihre Spiegel gerichtet, die schweigend darum wetteiferten, wer der als Tehuana oder Zapotekin oder als Vertreterin aller mexikanischen Kulturen gekleideten Künstlerin das schönste Bild zurückwarf. Am unbarmherzigsten von allen war ein an ihrem Betthimmel angebrachter Spiegel, der sie beharrlich mit dem Thema ihres Gesamtwerkes konfrontierte: mit sich selbst.

Als der Fremde das Schlafzimmer betrat, blickte Frida ihm mit schmerzgezeichnetem Gesicht geradewegs in die Augen. Sie wirkte mager, abgezehrt und müde, viel älter als das halbe Jahrhundert, das hinter ihr lag. Der Blick aus ihren kaffeebraunen Augen kam aus weiter Ferne, verschleiert durch die starken Schmerzmittel, die sie sich spritzte, und den Tequila, in dem sie ihre enttäuschte Liebe ertränkte. Diese Augen, fast verglühte Kohlen, die einst feurig gelodert hatten, wenn Frida von Kunst, Politik und Liebe gesprochen hatte, waren jetzt fern, traurig und vor allem müde. Bewegen konnte sie sich kaum, ein orthopädisches Korsett beschränkte ihre Freiheit und hielt sie gefangen. Nur ihr eines Bein regte sich, unruhig, auf der Suche nach dem anderen, das man ihr vor wenigen Monaten amputiert hatte. Frida betrachtete ihren Besucher und erinnerte sich an ihre früheren Begegnungen, von denen jede an ein Unglück gekoppelt war. Sehnsüchtig hatte sie auf dieses Wiedersehen gewartet, und als ein starker Duft nach Feldern und feuchter Erde ihr Zimmer füllte, wusste sie, dass der Bote endlich ihrem Ruf gefolgt war.

Der Bote blieb neben ihr stehen und tat nichts weiter, als seinen leuchtenden Blick auf ihren schwachen, gebrochenen Körper zu richten. Sie grüßten einander nicht, denn alten Bekannten erlässt man unnötige Höflichkeitsbezeugungen. Frida hob nur den Kopf, als fragte sie, wie es denn dort, wo er herkam, so gehe, und er antwortete mit einer flüchtigen Berührung seines breitkrempigen Hutes, was bedeutete: alles in bester Ordnung. Nun rief Frida ärgerlich nach Eulalia und wies sie an, sich um den Besucher zu kümmern. Ihr Ruf klang harsch, derb. Ihr verspielter, ausgelassener Humor aus früheren Tagen war mit dem amputierten Bein begraben worden, mit den Operationen und den Qualen ihrer Krankheiten zugrunde gegangen. Gallig war jetzt ihr Umgangston.

Die Dienstbotin erschien, ein hübsch gedecktes, blumengeschmücktes Tablett in Händen, darauf ein mit Vögeln besticktes Deckchen, auf dem weiße Rosenblätter das Wort »Ella« formten: »Sie«. Auf einem Tischchen neben dem Bett stellte sie die für den Besucher bestimmte Stärkung ab: eine Flasche Tequila und einen kleinen Imbiss. Nervös, da von der Anwesenheit des Mannes beunruhigt, servierte Eulalia den Schnaps in

Kristallgläsern vom gleichen Blau wie das Haus und goss jedem eine Portion Sangrita ein. Daneben stellte sie den frisch zubereiteten Obstsalat sowie einen gebackenen Panela-Käse und mehrere Zitronenviertel. Noch bevor das säuerliche, zwischen den Gesichtern hin- und herpendelnde Lächeln erstarb, war Eulalia wieder verschwunden.

Die Gegenwart des Fremden um diese nächtliche Stunde trieb Eulalia unvermeidliche Schauer über die Haut. Noch jedes Mal hatte sie dem Rest der Dienerschaft versichert, sie habe seinen Körper niemals Schatten werfen sehen. Genau wie Chucho betete deshalb auch sie eilig die nötigen Ave-Marias und Vaterunser, um den bösen Blick und die Grabesstimmung zu vertreiben.

Frida ergriff das Tequilaglas. In der für sie typischen Geste zog sie die zusammengewachsenen Augenbrauen hoch und setzte das Glas an die Lippen; teils um den wellenweise ihren Körper durchlaufenden Schmerz zu lindern, teils um ihrem Gast Gesellschaft zu leisten. Der Bote tat es ihr gleich, jedoch ohne die Sangrita zu kosten. Bedauerlicherweise verschmähte er auch die Häppchen, die nach einem Rezept zubereitet worden waren, das Diegos erste Ehefrau Lupe der Malerin beigebracht hatte. Frida goss sich ein zweites Glas ein. Es war nicht das erste an diesem Tag, aber es sollte das letzte ihres Lebens sein. Der Alkohol rann durch ihre Kehle und weckte ihren schläfrigen Geist.

»Ich habe dich gerufen, damit du meiner Gevatterin eine Nachricht überbringst. Ich will unsere Verabredung ändern. Dieses Jahr wird es am Totentag keinen Opferaltar geben. Ich will, dass sie morgen kommt. Sag ihr, dass ich auf eine glückliche Reise hoffe und diesmal nicht zurückkehren will.«

Frida schwieg, um dem Boten Zeit für eine Antwort zu geben, doch wie stets kam auch diesmal keine. Obgleich sie noch nie seine Stimme gehört hatte, brannte sie darauf, mit ihm zu sprechen. Er aber heftete nur seine hungrigen Augen auf sie, Augen, die um Land und Freiheit flehten. Er trank seinen letzten Tequila, wie in einem Akt der Solidarität, stellte das Glas ab und verließ sporenraschelnd das Zimmer, in dem die Künstlerin zurückblieb mit ihrem Leben, das zerstört war wie ihr Knochengerüst. Mit

dem Gang eines Gutsaufsehers schritt der Bote über den Hof, durchquerte den Garten, wo Sittiche und Äffchen kreischten und die Hunde bellten, als sie seine Gegenwart bemerkten. Chucho stand am Eingang bereit und hielt das Tor offen, und dort verabschiedete sich der Bote mit einem kurzen Nicken, während der verängstigte Diener sich öfter bekreuzigte als eine Witwe am Sonntag. Der Bote stieg wieder auf sein weißes Pferd, ritt die Straße hinunter und verlor sich in der schwarzblauen Nacht.

Als Frida hörte, wie der Klang der Hufe sich im eisigen Wind entfernte, umklammerte sie die in schwarze Farbe getauchte Feder fester. Sie kritzelte einen Satz in ihr Tagebuch und verzierte ihn mit kleinen schwarzen Engeln. Mit Tränen in den Augen führte sie die Zeichnung zu Ende, klappte das Heft zu und rief abermals nach ihrer Köchin. Dann holte sie ein abgegriffenes schwarzes Büchlein aus dem Nachttisch, ein altes Geschenk aus glücklichen Tagen, als sie noch vom Leben träumen konnte. Ihre Freundin Tina hatte es ihr einige Monate vor ihrer Hochzeit mit Diego geschenkt. Neben ihren Erinnerungen hatte sie als einziges Hochzeitsgeschenk dieses Heft aufbewahrt. Sie schlug die erste Seite auf und las, unmerklich die Lippen bewegend: »Hab Mut zu leben, denn sterben kann jeder.« Dann begann sie langsam und bedächtig wie ein Bibliothekar, der eine alte Pergamentbibel vor sich hat, die Seiten zu wenden. Auf jeder einzelnen fanden sich verborgene Schätze, in Kochrezepte eingegangene Fragmente ihres Lebens, die sie wie einen köstlichen Eintopf mit poetischen Gedanken und Bemerkungen zu allen ihr wichtigen Menschen gewürzt hatte. Aus Spaß nannte sie es das »Wunderkrautbuch«; denn es enthielt die Rezepte, nach denen sie jedes Jahr die Opfergaben für den Totentag zubereitet und somit ein vor Jahren gegebenes Versprechen eingelöst hatte. Suchend blätterte sie durch die Seiten voller Zimt-, Pfeffer- und Santakrautdüften, bis sie das Rezept fand, das sie Eulalia geben wollte.

»Ich habe einen wichtigen Auftrag für dich, Eulalia. Morgen wirst du dieses Gericht genau so zubereiten, wie ich es hier notiert habe. Gleich in der Frühe gehst du zum Markt und besorgst alle Zutaten. Es muss so gut werden, dass man sich die Finger danach leckt«, sagte sie und zeigte

fordernd auf das Rezept. Sie hielt inne, der beklemmende Gedanke an ihr erlöschendes Leben war kaum zu ertragen, dann folgten weitere Anweisungen: »Wenn der Hahn gekräht hat, packst du ihn und tötest ihn für das Mahl.«

»Aber Frida-Kind, den armen Señor Quíquiri willst du töten?«, fragte Eulalia erstaunt. »Dein Lieblingstier, das du verwöhnt hast wie einen eigenen Sohn?«

Frida machte sich nicht die Mühe zu antworten. Sie wandte das Gesicht ab, schloss die Augen und versuchte zu schlafen. Das Heft an die Brust gedrückt, zog Eulalia sich zurück.

In ihrem Bett, das ihr Kerker war, träumte Frida von Festmahlen, von Totenköpfen aus Zucker und Bildern einer Ausstellung. Als sie erwachte, war Eulalia nicht mehr da und Stille lag über dem Haus. Sie begann, sich zu fragen, ob der Besuch des Boten, ob nicht ihr ganzes Leben mitsamt ihrem ersten Tod nur ein Streich war, den ihr die betäubenden, gegen die quälenden Schmerzen verordneten Medikamente spielten. Nach langem Grübeln aber wusste sie, dass alles stimmte. Vor lauter Wut und Angst brach sie in Tränen aus, bis der Schlaf sie schließlich einlullte und abermals aus der Wirklichkeit forttrug.

Stunden später kehrte Diego aus seinem Atelier in San Ángel zurück. Als er das Schlafzimmer betrat, um nach Frida zu sehen, schlief sie, mit schmerzverzerrtem Gesicht. Er wunderte sich, dass eine halbleere Flasche Tequila und zwei nach Alkohol riechende Gläser auf dem Nachttisch standen. Noch stutziger wurde er, als die Dienstboten ihm sagten, ihre Herrin habe keinen Besuch empfangen. Er zog seinen Schaukelstuhl heran und setzte sich ans Bett seiner Frau. Behutsam ergriff er ihre Hand wie einen Gegenstand aus feinstem Porzellan und streichelte sie ganz sanft, aus Angst, ihr weh zu tun. Sein Geist durchstreifte die Jahre geteilter Erinnerungen. Er dachte zurück an das Feuer, das in diesem kleinen Körper gelodert hatte, den er lustvoll, aber auch mit der Hingabe eines Sohnes an seine Mutter geliebt hatte. Abermals genoss er die gemeinsamen Liebesnächte, deren Krönung Fridas herrliche, weiße, pfirsichgroße Brüste und ihr runder Po gewesen waren, und ihm fiel

wieder ein, wie er ihn eines Tages überschwänglich gepriesen und sie, ganz die Kokette, nur geantwortet hatte: »Ein Po wie Wunderkraut, nicht wahr?« Und wie sie ihm erklärt hatte, dass ihr liebstes Wunderkraut, das Santakraut, herzförmige Blätter habe. Minutenlang weinte er über das Ende dieser Leidenschaft, die nur noch ein kaputtes Gebilde war. Und während er noch »Frida, mein Frida-Kind ...«, murmelte, übermannte ihn der Schlaf.

Am nächsten Tag, nachdem der Lieblingshahn der Malerin den Beginn des neuen Tages verkündet hatte, wie er es seit über zwanzig Jahren tat, drehte man ihm den Hals um und kochte ihn. Frida aber konnte nicht mehr von ihm kosten.

Dem ärztlichem Bericht zufolge verursachten Lungenkomplikationen ihren Tod. Mit dem Einverständnis der Behörden wurde auf Diegos Wunsch von einer Autopsie abgesehen, weshalb sich bald das Gerücht vom Selbstmord verbreitete wie der Duft eines vor sich hin köchelnden Morgenkaffees.

Die erschütternden letzten Worte, die Frida in ihr Tagebuch schrieb, lauteten: »Ich hoffe, es wird eine glückliche Reise, und diesmal will ich nicht zurückkehren.«

Der Bote

Einmal sagte er: »Wer ein Adler sein will, der fliege, wer ein Wurm sein will, der krieche, doch dann darf er sich nicht beschweren, wenn man ihn zertritt.« Das hat er nicht zu mir gesagt, ich weiß nicht einmal mehr, zu wem, aber gesagt hat er es. Man soll ihm Tequila, Sangrita und etwas zu essen anbieten, denn gewiss ist er müde von der langen Reise. Auch ich hätte die Nase voll nach einem solchen Ritt.

Obstimbiss

Pico de gallo

Eines Tages, als sie guter Dinge war, erklärte mir Lupe, dass in Jalisco vor jeder Mahlzeit zunächst ein Glas Tequila getrunken und Pico de Gallo gegessen werde. In ihrem Dorf würden sich die Arbeiter, wenn sie von der Feldarbeit auf ihrem Stückchen Land zurückkämen, im Schatten der Veranda auf Lederstühle setzen und zwischen zwei Schlucken Tequila reifes Obst und Panela-Käse essen.

4 frische, geschälte Jicamas, 4 große, saftige Apfelsinen, 3 geschälte Gurken, ½ geschälte Ananas, 3 noch nicht ganz reife Mangos, 1 Kaktusfeige, 1 Bund Silberzwiebeln, 6 Zitronen, 4 grüne Chilis und grobes Salz.

Jeweils die gleiche Menge Jicamas, Apfelsinen, Gurken, Ananas, Zwiebeln und Mangos kleinschneiden. Gibt man noch Granatapfelsamen hinzu, bekommt der Pico de gallo die Farben der mexikanischen Flagge und sieht sehr, sehr hübsch aus. Mit dem Zitronensaft, den vier Chilis und einem Teelöffel groben Salzes anrichten. Oder nur mit Zitrone und Chilipulver würzen.

Ofengebackener Panela-Käse

Queso panela horneado

Panela ist ein sehr leckerer, milder Weichkäse, der ursprünglich aus der Tequila-Region stammt, wo er auch heute noch anders schmeckt als der, den ich hier kaufe. Man bekommt ihn dort auf Märkten und in kleinen Läden. Manchmal hat Lupe von ihren Reisen sehr leckeren Panela mitgebracht.

1 Panela-Käse, 1 große Knoblauchzehe, ¼ Tasse frischer Koriander, ¼ Tasse frische Petersilie, ¼ Tasse frisches Basilikum, 1 Esslöffel frische Oreganoblätter, ½ Tasse Olivenöl, Salz, frisch gemahlener schwarzer Pfeffer.

Einen großen luftgetrockneten Panela-Käse in eine Tonkasserolle legen und in einer aus der gehackten Knoblauchzehe und den

restlichen Zutaten bereiteten Marinade ruhen lassen. Mit Salz und Pfeffer würzen und 6 Stunden lang an einem kühlen Ort stehen lassen, zum Beispiel im Hof oder am Fenster; aber aufpassen, dass die Affen ihn nicht stibitzen! Anschließend den Käse 20 Minuten – oder mindestens so lange, bis er zu schmelzen beginnt – bei 180 Grad im Ofen backen. Noch warm servieren. Zu Tostadas oder Baguette kann man den Käse gut als Häppchen anbieten.

Sangrita

Dieses Sangritarezept habe ich auf einer Reise mit Muray kennengelernt, als er mir beibrachte, Tequila zusammen mit einem süßsauren Getränk zu trinken. Ich mag Tequila auch allein, so wie ihn harte Männer mögen, damit beeindrucke ich immer die Gringos, die Diego besuchen.

2 Ancho-Chilis, 2 Esslöffel gehackte Zwiebeln, 2 Tassen Apfelsinensaft, ½ Tasse Saft einer grünen Zitrone, Salz.

Die gegrillten, von Innenwänden und Samen befreiten Ancho-Chilis 2 Minuten lang dünsten, dann 10 Minuten ruhen lassen. Gehackte Zwiebeln mit Apfelsinen- und Zitronensaft mischen und zusammen mit den Chilis in einem Mixer oder einem Steinmörser pürieren und salzen. Nach Wunsch zusätzlich Apfelsinen-, Zitronen- oder auch Tomatensaft zugießen.

Sangrita ist die Frau. Sie ist es, die nach Gewürzen und Zwiebeln riecht und dem männlichen Tequila Farbe und Schärfe verleiht. Beide gemeinsam sind das perfekte Idyll.

Wie gern würde ich so mit meinem Dieguito zusammenleben. Aber er mag mein Freund, mein Kind, mein Geliebter, mein Kollege sein – mein Ehemann niemals. Mein zweitschlimmster Unfall nach dem Zusammenstoß mit der Straßenbahn war er.

Kapitel II



Die Frau, die malte, was sie am besten kannte, sich selbst, die Frau mit den tiefgründigen Augen und den dichten, einem sich aufschwingenden Kolibri gleichenden Augenbrauen, den harten Lippen, dem schnellen Blick und dem Dauerschmerz, war nicht immer so gewesen. Auch wenn es in ihrem Leben Konstanten gegeben hatte: die Abwesenheit Gottes – sie wurde aus Überzeugung Atheistin –, die Leidenschaft für das Alltägliche und die Lust auf das Morgen. Wie die großen Sumpfzypressen, die schweigend die Geschichte betrachten, einmal Samen waren, war auch Frida einmal ein Kind.

Frida lernte nähen, stopfen, sticken, alles, was ein Mädchen damals benötigte, um heiraten zu können, aber sie weigerte sich, kochen zu lernen. Am Essen gefielen ihr nur hin und wieder die Familienmahlzeiten, im Grunde aber war das grazile Mädchen keine gute Esserin. Und das, obwohl es an der häuslichen Tafel nie an Würze mangelte. Ihre Mutter pflegte die tief verwurzelten Traditionen ihrer spanischen und indigenen, aus Oaxaca stammenden Vorfahren und besaß ebenso großes Talent zum Zubereiten leckerer Speisen wie zum Zeugen von Töchtern. So waren in Fridas Familie die Frauen weit in der Überzahl. Frida war das dritte von vier Mädchen, und zum Kummer ihrer stolzen Mutter das am wenigsten weibliche. Vater Guillermo, ein deutscher Einwanderer ungarisch-jüdischer Abstammung, sah die Dinge anders und pflegte zu sagen: »Frida ist meine intelligenteste Tochter, und von allen ist sie mir am ähnlichsten.«

Die Kleine wuchs auf als etwas Besonderes, Einzigartiges, wie ein vierblättriges Kleeblatt auf einer großen Wiese. Weniger war von Frida auch nicht zu erwarten, besaß sie doch durchaus exotische Wurzeln und eine Familiengeschichte voller Schmerz und Erde, wie die Geschichte Mexikos. Die Ehe der Kahlos begann unter unguten Vorzeichen und wurde mit den Jahren immer schlechter. Fridas Eltern waren ein zutiefst unglückliches Paar. Der Vater, Wilhelm Kahlo, war mit neunzehn Jahren aus Deutschland nach Mexiko ausgewandert und hatte in der neuen Heimat den poetischeren Vornamen Guillermo angenommen. Er stammte aus einer Handwerkerfamilie, die ihm jenen empfindsamen Blick auf das Leben mitgegeben hatte, der ihn zu einem der besten Fotografen seiner Zeit machen sollte. Doch bewahrte ihn sein großes Talent nicht vor Kummer und Zurückweisungen.

In Mexiko angekommen, arbeitete Guillermo zunächst in einem von deutschen Einwanderern geführten Juwelierladen. Die trockene Wesensart des steifen jungen Europäers stand in größtem Gegensatz zu den Gepflogenheiten seiner Wahlheimat. Die Wärme und Leidenschaft der Mexikaner in allem, was sie taten, verwirrten ihn. Er staunte über das freizügige Dekolleté der Obstverkäuferinnen, die mit ihren vollen Brüsten ungeniert die Maultiertreiber aufreizten, welche sich ihrerseits bei der ersten Frühlingswärme ohne Scheu das Hemd vom Körper streiften. Nach und nach drangen ihm Farben und Gerüche Mexikos immer tiefer in Augen, Nase und Mund. Und plötzlich loderte auch in seinem Herzen ein großes Feuer: Er hatte sich in eine schöne Einheimische namens Carmen verliebt. Sobald er eine gewisse wirtschaftliche Sicherheit besaß, heiratete er sie und zeugte mit ihr seine erste Tochter.

Schon wenig später traten Leid und Ungemach in sein Leben. Der Tod sollte ihn fortan mit der gleichen Hartnäckigkeit verfolgen wie die epileptischen Anfälle, die ihn immer wieder heimsuchten. Guillermo Kahlos zweite Tochter starb nur wenige Tage nach ihrer Geburt. Seine Gattin, die sich in den Kopf gesetzt hatte, ihm einen Sohn zu gebären, wurde abermals schwanger. Zwar kam die dritte Tochter gesund zur Welt,

doch hatte das Schicksal bereits entschieden und machte Guillermo zum Witwer. Er blieb mit zwei kleinen Töchtern allein zurück.

Guillermo war ein kühler Kopf, der zwar die kompliziertesten physikalischen Gesetze begriff, nicht aber das Bedürfnis eines geliebten Menschen, in die Arme genommen zu werden. Noch am Tag, als seine Gattin starb, hielt er Ausschau nach einer neuen Gefährtin. Seine beiden Töchter brachte er in einem Kloster unter und machte Matilde, einer Frau aus Oaxaca, die mit ihm im Juweliergeschäft arbeitete, einen Heiratsantrag.

Matilde hat ihn nie geliebt. Dass sie ihn heiratete, lag einzig daran, dass Guillermo sie an ihren ersten Liebhaber erinnerte, der ebenfalls Deutscher gewesen war und sie derart beglückt hatte, dass sie in seinen Armen Gott zu schauen meinte. Doch unglücklicherweise nahm sich der blonde junge Mann das Leben und ließ Matilde mit einer lodernden Leidenschaft zurück, die der nüchterne Guillermo nie zu stillen vermochte. Von nun an sollte die Religion der einzige Trost ihrer gepeinigten Seele sein.

Sein neuer Schwiegervater, Antonio Calderón, lehrte Guillermo die Kunst der Fotografie. Inmitten stechender Chemikaliengerüche und in tagtäglicher mühevoller Arbeit wurde er bald ein versierter Porträtfotograf. Nebenbei wagte er sich an die Landschaftsmalerei heran und widmete ihr die Mußestunden seiner Wochenenden. Er machte sich einen so großen Namen, dass sogar Präsident Porfirio Díaz mehrere fotografische Arbeiten bei ihm in Auftrag gab.

Das Ehepaar Kahlo führte eine Zweckehe. Matilde schenkte Guillermo vier Töchter – Matilde, Adriana, Frida und Cristina – und erhielt von ihrem Mann Geld, gesellschaftlichen Rang und ein Haus im Dorf Coyoacán. Doch begleitete den Tauschhandel ein bitterer Beigeschmack: Der erhoffte Erbe wollte und wollte sich nicht einstellen, und so zog Guillermo seine dritte Tochter wie einen Jungen auf.

Die Klatschweiber von Coyoacán erzählten sich, dass am Tag von Fridas Geburt Winde des Wandels in der Stadt zu spüren waren. Es waren schwierige Tage, die Zukunft hing an einem seidenen Faden, und Hoffnung gab es kaum, doch die Leute konnten die Ermordung der

streikenden Arbeiter von Río Blanco nicht vergessen und begannen, von einem kleinen Mann aus dem Norden zu reden, einem gewissen Madero, der eine baldige Wende und demokratische Wahlen versprach. Und jenes Gerede und Gemunkel, das man beim Einkaufen auf dem Markt vernahm, verwob sich mit der Nachricht von der Geburt der jüngsten Tochter der Familie Kahlo.

Frida hatte das Pech, dass ihre Mutter sich nicht um sie kümmerte. Da sie ihr Kind auch nicht stillen wollte, stellte Guillermo eine indianische Amme ein, die den Säugling vom Tag seiner Geburt an betreute. Sie war es, die Frida mit viel Liebe und dörflichen Köstlichkeiten nährte und ihr Lieder vom Lande vorsang.

Mit den Jahren wehte ein noch schärferer Wind, und vor den großen Mauern des Hauses in Coyoacán begann der Tod umherzustreifen und verbreitete eine eisige Stimmung voller Beklemmung und Angst. Die Revolution tauchte das Land in ein Blutbad. Und als General Victoriano Huerta im Regierungspalast Präsident Madero verriet und kaltblütig erschießen ließ, klopfte der Tod auch bei den Kahlos an die Tür. An jenem Februartag erhob sich zwischen den Bäumen des großen Grundstücks ein ungewohnter Nordwind. Blätter und Zweige schlugen wild um sich wie riesige Hände, die einander zu packen suchen. Über die Straße legte sich eine erstickende Staubwolke und zwang die Passanten, hinter der nächsten Hausecke Schutz zu suchen. Wie ein zorniger Riese begann der Wind, Pfosten und Bäume zu entwurzeln. Die Waschfrauen und Klatschweiber des Dorfes sagten, in seinem Geheul trage der Sturm die Schmerzensschreie einer Gebärenden. Niemand aber kam auf den Gedanken, dass der eisige Wind ein Ruf an Guillermo war, der sorgenvoll zum Fenster hinausschaute. Seine kleine Frida lag krank im Bett. Als der Arzt das Haus verließ, verriegelte er das große Tor zur Straße, damit kein Hauch jenes Unheilssturms in sein Heim drang.

»Doktor, was ist mit meiner Tochter?«, hatte er den Arzt gefragt, als dieser schon seinen Hut nahm.

»Sie ist sehr krank, Señor Guillermo. Sie hat Polio. Wenn die Krankheit nicht zum Stillstand kommt, erfasst sie bald auch ihr Nervensystem, dann

könnte Frida gelähmt bleiben oder sterben«, hatte der Arzt erwidert.

Matilde und Guillermo reagierten unterschiedlich: Sie seufzte tief und versuchte, die schlimme Nachricht zu ertragen, während er den Kopf sinken ließ und die Augen schloss. Keiner von beiden vergoss eine einzige Träne. Fridas Kinderfrau aber, die an der Tür gelauscht hatte, begann so jämmerlich zu weinen, dass mit ihren eigenen Tränen auch die von Fridas Eltern und Schwestern über ihre Wangen liefen. Ihr Wehklagen drang durch Tür- und Fensterritzen und verband sich mit dem geheimnisvollen Wind, der die Straßen durchfurchte, zog ihn an, wie das Blut des Wildes seinen Angreifer lockt.

Bevor er sich schlafen legte, ging Vater Kahlo noch einmal in das Zimmer, in dem das sechsjährige Mädchen in seinem riesigen Bett lag, zwischen hohen Pfosten, die es von allen vier Ecken aus bewachten. Aus den Augen des zumeist nüchternen, distanzierten Mannes, der seinen Töchtern für gewöhnlich kaum einen Blick schenkte, sprachen an diesem Abend innige Gefühle für seinen Liebling. Er hatte ein großes Buch mit goldbedrucktem Einband mitgebracht, auf dem eine hübsche Zeichnung von Kobolden, Feen und Prinzessinnen zu sehen war.

»Was hast du denn da unterm Arm, Papa?«, fragte Frida und strahlte über das ganze Gesicht.

Ihr Vater setzte sich neben sie und reichte ihr mit ungewohnter Zärtlichkeit das Buch.

»Ein Geschenk für dich. Eigentlich habe ich es dir zum Geburtstag gekauft, aber dann dachte ich, dass du es vielleicht jetzt schon lesen möchtest«, sagte er und strich ihr über das schwarzglänzende Haar.

»Was ist das für ein Buch, Papa?«, fragte Frida neugierig.

»Das sind Märchen aus meiner Heimat Deutschland. Zwei Brüder haben sie gesammelt, damit sie nicht in Vergessenheit geraten. Es ist das Märchenbuch der Brüder Grimm.«

Frida durchblätterte das Buch und war bezaubert von seinen bunten Bildern. Ihre Augen strahlten, als sie auf die Zeichnung eines jungen Mannes stieß, der mit einer mysteriösen Gestalt vor sich auf dem Weg sprach. Sie trug einen langen, schwarzen Umhang und im Arm eine große

Sense. Frida staunte nicht schlecht, als sie entdeckte, dass dem jungen Mann ein Totenkopf entgegenblickte. Sie las den Titel der Geschichte: »Die Gevatterin Tod«.

»Wer ist denn die Gevatterin Tod?«, wollte sie wissen.

Anders als ihre Mutter war ihr Vater ein atheistischer Freigeist, der es hasste, über Religion, Glauben und Tod zu sprechen. Gleichwohl verwunderte ihn Fridas Frage, denn ausgerechnet an diesem Morgen war ihm das Märchen von der Gevatterin Tod durch den Kopf gegangen.

»Oh, das ist meine Lieblingsgeschichte!«, erwiderte er. »Sie erzählt davon, wie die Dame Tod durch die Welt zieht, um die Kerzen, die das Leben der Menschen darstellen, zu löschen. Eines Tages erklärt sie sich bereit, die Gevatterin eines Jungen zu werden, also seine Patin. Und sie verleiht ihm die Gabe, vorauszusehen, welcher Mensch sterben und welcher leben wird. Doch warnt sie ihn auch davor, ihre Entscheidungen nicht zu befolgen; denn den Tod kann man weder hintergehen noch ihm widersprechen. Der Junge wächst heran und wird ein berühmter Arzt mit der Fähigkeit, seinen Patienten anzusehen, ob er sie heilen kann oder aufgeben muss. Eines Tages verliebt er sich in eine Prinzessin, und als er merkt, dass seine Gevatterin sie zu sich holen will, beschließt er, sich selbst an ihrer Stelle zu opfern.«

»Und schafft er das? Kann denn ein armer Landarzt den Tod überlisten, Papa?«

»Er überlistet die Dame nicht, er schließt nur einen Handel mit ihr. Wenn man es klug anstellt, kann man die Gevatterin Tod auch mal um einen Gefallen bitten, doch muss man Acht geben, worum man bittet«, erklärte er seiner Tochter, als er sah, wie aufmerksam sie ihm lauschte.

»Glaubst du, die Dame Tod möchte auch meine Gevatterin werden und mich von dieser Krankheit heilen?«

Die Frage beunruhigte den armen Guillermo. Selbst als Atheist fürchtete er sich davor, das Schicksal zu versuchen und sich auf so plumpe Weise an den Tod zu wenden, wo doch das Leben seiner Tochter auf dem Spiel stand. Er zog es daher vor, die Frage nicht zu beantworten, und

begann, ihr ein zweites Märchen vorzulesen, das Märchen »Von einem der auszog, das Fürchten zu lernen«.

Während Guillermo und Frida in dem Buch mit seinen vielen wundersamen Geschichten von singenden Ochsen, schlafenden Prinzessinnen und guten Feen weiterlasen, läutete plötzlich die Glocke am Tor des Hauses. Misstrauisch, wer es bei einem solchen Unwetter zu läuten wagte, öffnete Fridas Kinderfrau das Tor nur einen Spalt breit. Auf dem Bürgersteig erspähte sie eine große, schlanke Frau in einem vornehmen Seidenkleid, eine Federboa um den Hals und auf dem Kopf einen breitrempigen, blumengeschmückten Hut mit einem Schleier, der ihr Gesicht verbarg. Ihr Anblick bestätigte der Kinderfrau, dass kalte Winde nichts Gutes mit sich bringen, und sie beschloss, die feine Dame nicht einzulassen.

»Guten Abend, mein Kind. Ich bin gekommen, um Verwandte zu besuchen, und habe mich verlaufen. Plötzlich habe ich Schüsse gehört, und jetzt fürchte ich mich. Ob Sie mir wohl Unterschlupf gewähren könnten?«, fragte sie mit selbstbewusster Stimme.

Die Kinderfrau schlang sich ihr Tuch enger um die Brust, strich sich die Schürze glatt und schlug ihr das Tor vor der Nase zu. Gelassen blieb die Frau stehen, ohne sich zu rühren.

»He, Sie da«, fauchte die Kinderfrau durch die Torritze, »verschwinden Sie, die kleine Frida wird schon wieder ganz gesund.«

»Einen Besucher abzuweisen ist sehr unhöflich, und schlimmer noch ist es, ihn fortzuschicken, ohne ihm etwas anzubieten«, erwiderte die Dame hinter dem Tor mit ruhiger Stimme.

Die Kinderfrau eilte in die Küche, um einige Tamales, etwas Schokoladen-Atole, Brot und ein paar Süßigkeiten zu holen. Dann lief sie rasch zurück zum Tor, öffnete es aber nur gerade so weit, dass sie alles hinausreichen konnte.

»Hier haben Sie was, damit Sie Fleisch auf die Knochen kriegen! Vornehm sind Sie ja vielleicht, aber machen Sie jetzt, das Sie fortkommen«, zischte sie und schlug ihr abermals das Tor vor der Nase zu.

Als keine Antwort mehr kam, spähte die Kinderfrau durch einen winzigen Spalt, durch den nicht einmal eine Ratte hätte schlüpfen können, nach draußen. Keine Menschenseele war zu sehen. Den Schrecken noch in den Gliedern, drehte sie sich um und entdeckte die kleine Frida, die auf einer Türschwelle stand und sie beobachtete.

»Wer war das, Nana?«, fragte sie.

»Ab ins Bett, Kindchen, wenn Ihre Mutter Sie hier sieht, wird sie furchtbar böse werden«, antwortete die Kinderfrau.

Endlich legte sich der ungesunde Sturm, der am Morgen angehoben hatte. Die Kinderfrau begleitete Frida zurück ins Bett und brachte ihr Tamales und warmen Atole. Sie war nun sicher, dass das Kind wieder gesund werden würde.

Frida überlebte die Kinderlähmung, doch eines ihrer Beine blieb schwächer als das andere, so dass sie fortan von den Schulkameraden »Holzbein« genannt wurde – dem Tod kann man entkommen, nicht aber kindlicher Boshaftigkeit.

Die Rezepte meiner Kinderfrau

Meine Kinderfrau stammte aus Oaxaca und sang immer am liebsten La Zandunga, wenn sie für mich und meine Schwester Cristi das Essen zubereitete. Währenddessen spielten wir unter ihren weiten Röcken mit unseren Puppen.

Manchmal erzählte meine Kinderfrau uns Gespenstergeschichten. »Die kleinen Toten kommen nur zur Messe, um zu zeigen, wo Gold vergraben liegt, oder um zu stören. Man muss ihnen jedes Mal was zu essen geben, damit sie wieder verschwinden«, sagte sie mit breitem Lächeln. Am stärksten sind mir ihre bestickten Blusen in Erinnerung. Auf meinen Reisen mit Diego habe ich mir ab und an ähnliche Blusen gekauft. Auch ihre Tamales sind mir unvergesslich, mit denen hätten man Tote auferwecken können.

Kürbis-Tamales

Tamales de calabaza

Einmal hat Diego mir erzählt, dass früher bei der indigenen Bevölkerung die wirklich leckeren Tamales, wie man sie auf dem Dorf bekommt, als Geschenk der Götter galten. Man aß sie am Miccailhuitonitli-Fest, dem Fest der kleinen Toten. Damit hatten sie womöglich recht, denn wenn man die Tamales so daliegen sieht, warm und fest in ihre Maisblätter gewickelt, gleichen sie toten Neugeborenen. Als dann die Priester kamen, verschoben sie das Fest auf Allerheiligen. Die Imperialisten springen mit den Indios immer um, wie sie wollen, und die nehmen es hin und schweigen.

1 kg kleine Kürbisse, 1 kg Maismehl (Masa de maíz), 3 Cuaresmeño-Chilis, 2 Kugeln Queso de hebra aus Oaxaca, ¼ Kilo Schweineschmalz, 1 Bund Elote-verde-Blätter, 1 großer Bund Epazote-Blätter (verwendet werden nur die Blätter), Salz und Natron.

Kürbisse, Chilis, Käse und Epazote-Blätter sehr klein schneiden. Das Maismehl mit dem Schmalz verkneten. Salz und eine Messerspitze Natron in etwas Wasser auflösen und dazugeben, damit der Teig weich bleibt. In jedes Elote-Blatt einen gehäuften Esslöffel Teig füllen und verstreichen. Dann einen Esslöffel gehacktes Kürbisfleisch darauf geben. Alles in das Blatt einwickeln und anderthalb Stunden im Dampf garen lassen. Die Kürbis-Tamales sind fertig, wenn sie sich vom Blatt lösen. In den Dampfkochtopf legt man eine Münze, die mit ihrem Geklingel ankündigen soll, wenn das Wasser zur Neige geht.

Ananas-Atole

Atole de piña

1 l Wasser, eine sehr reife Ananas, 3 l Milch, 1 Prise Natron, Zucker nach Belieben, Masa de maíz.

Die Masa in Wasser einrühren und 15 Minuten stehen lassen, dann durch ein Sieb seihen und das Wasser auffangen. Die Ananas schälen, in kleine Stücke schneiden, pürieren, passieren und aufkochen. Nun das Ananaspüree mit dem Maiswasser und dem Zucker verrühren und 15 Minuten erwärmen. Milch und Natron zugießen und alles unter stetigem Rühren auf kleiner Flamme eindicken lassen, ohne dass es kocht.

Krapfen mit Piloncillo-Honig

Buñuelos y miel de piloncillo

500 g gesiebttes Mehl, 125 g Schweineschmalz, ½ Teelöffel Anispulver auf 1 Tasse Wasser, 500 g Ricotta oder Schichtkäse, Maisöl zum Braten.

Mehl mit Schmalz und Aniswasser verrühren, so dass ein weicher, knetbarer Teig entsteht. Eine Stunde ruhen lassen, Kugeln formen, die man auf einer mit Mehl bestreuten Tischplatte mit dem Nudelholz zu dicken, runden Scheiben ausrollt. Zum Ausformen der Scheiben die Finger zur Hilfe nehmen. Das Öl erhitzen und die Krapfen darin goldgelb backen, anschließend auf Papier legen, damit das Öl abtropft. Die Krapfen auf einer großen Servierplatte anrichten, den zerkrümelten Ricotta darauf verteilen und alles mit Piloncillo-Honig übergießen, einer süßen Soße, die folgendermaßen hergestellt wird: 500 g brauner Zucker (piloncillo) mit einem Liter Wasser, einer großen Zimtstange, 4 kleingeschnittenen Guaven und 3 kleingeschnittenen Äpfeln in einen Topf geben und alles so lange kochen, bis die Masse eindickt.

Kapitel III



Fridas Kindheit stand wie die Kindheit aller, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts heranwuchsen, unter der Knute einer auf verlogene Weise strengen Gesellschaft. Im Hause Kahlo saßen die Fesseln besonders stramm, hier musste man aufs Wort gehorchen. Dem Kind, das sich zu widersetzen wagte, drohten harte Strafen, auf die noch eine gesalzene Predigt von Mutter Matilde folgte.

Matilde war eine schöne, vor allem aber hochmütige und stolze Frau. Auf seinen Silbergelatine-Bildern hat ihr Ehemann ihr herausforderndes Kinn festgehalten und einen Stolz, wie sich ihn nur eine zapotekische Königin mit vollen Lippen und großen schwarzen Augen erlauben kann. Welch eine Mischung trug Frida da in sich! Mit der kühlen teutonischen Wesensart verband sich der Hochmut indigenen Adels.

Eines der vielen unumgänglichen Gebote war der Besuch der Sonntagsmesse. Tadellos gekleidet begaben sich die Mädchen zur Kirche San Juan Bautista, die einige hundert Meter vom Haus entfernt lag. Eine Bank war für sie reserviert, in der Mutter, Töchter und Dienerschaft der Sonntagspredigt lauschten. Nach der Kirche durfte Frida auf dem Dorfplatz spazieren gehen, sich mitunter sogar mit ihrer jüngeren Schwester und Verschworenen Cristina fortstehlen zu den Viveros de Coyoacán, einem naturbelassenen Park, durch den sich ein schmales Bächlein schlängelte und zwischen Bäumen und Felsen verlief.

Die Folgen der Kinderlähmung hinderten Frida nicht daran, auf Bäume zu klettern und wild herumzutollen. Ihr Arzt empfahl sogar viel Sport und Bewegung zur Förderung ihrer Genesung, was ihrer Abenteuerlust

entgegenkam. Dank Vater Guillemos Unterstützung entwickelte Frida viel Geschick in den verschiedensten Sportarten, von Schwimmen über Fußball und Boxen bis hin zu Schlittschuhlaufen und Fahrradfahren. Darin wetteiferte sie mit den anderen Kindern, ohne sich um das Gerede der dörflichen Klatschweiber zu scheren, die es ungehörig fanden, dass ein ehrbares Mädchen sich mit solchen Beschäftigungen die Zeit vertrieb. Um die Verkümmerng ihres einen Beines zu kaschieren, zog sie auf dieser Seite mehrere Strümpfe übereinander an, bis das Bein so dick aussah wie das andere. Doch die frechen Bemerkungen der Jungen aus der Nachbarschaft blieben nicht aus. Neidisch auf ihre sportlichen Fähigkeiten, nannten sie Frida »Vögelchen Krummbein«, weil sie beim Laufen kleine Hüpfen machte, so als versuche sie, zu fliegen.

Eines Morgens, Bäume und Büsche schlummerten noch unterm Frühtau, spielte Frida mit ihrer Schwester Cristina unter der Obhut ihrer Kinderfrau, als sich jäh ein Wind erhob und die gestärkten Röcke der beiden Mädchen aufliegen ließ. Beide mussten lachen, ihre besorgte Kinderfrau aber deutete dies als Vorzeichen schlimmer Ereignisse. Ihre Unruhe bestätigte sich in Form eines herangaloppierenden Reiters, der ihr das Nahen der Revolutionäre ankündigte. Sofort rief die Frau nach den beiden Mädchen, die hinter den dicken Baumstämmen des Waldes im Gebüsch verschwunden waren. Aber sie erhielt keine Antwort. Zwischen den Schüssen der Rebellen ertönten die ängstlichen Rufe der armen Frau, die nach fieberhafter Suche die beiden Mädchen schließlich fand. Sie kauerten unter einem umgestürzten Baum und beobachteten aufgeregt den Kampf zwischen den zapatistischen Revolutionären und Carranzas Soldaten. Flugs packte sie die Mädchen, um mit ihnen nach Hause zu laufen, Frida aber konnte sich kaum lösen vom Anblick jener Männer mit Umhang, die sich tapfer den gut gerüsteten Bundestruppen entgegenstellten.

Sie hasteten durch die gepflasterten Straßen, bis sie das Haustor erreichten, das jedoch zum Schutz vor den Kämpfern verriegelt worden war. Glücklicherweise erblickte Fridas ältere Schwester Matilde die drei vom Fenster aus und rief sofort die Mutter herbei, die mit der Pistole in